

(Nachdruck verboten.)

7) Gottlieb Adler und Zohn.

Von Boleslav Prus.

Der große Saal des Lokales bot einen nicht alltäglichen Anblick; alle Tische waren zusammengeschoben und mit Bouquets bestückt, auf jedem Tische standen etliche Flaschen Wein, und um die Tische herum konversirten lebhaft größere und kleinere Gruppen.

„Was ist denn hier los?“ fragte Zapora einige ihm bekannte Herren, unter denen er auch Adlers Freunde bemerkte.

„Denken Sie sich“, erwiderte ihm jemand lachend, „der junge Adler bezahlte hier den ganzen Mittagstisch; jeder, der hereinkommt, muß sein Gast sein.“

„Und wir hoffen, daß auch Sie uns Ihre werthe Person nicht entziehen werden“, setzte einer von Adlers Freunden hinzu.

„Sie irren“, versetzte Zapora ruhig.

„Wieso?“

„Weil zu einem Mittagstisch, der von des alten Adlers Gelde bezahlt wird, einmal nur der alte Adler mich einladen könnte, und dann, weil ich auch von ihm keine Einladung annehmen würde.“

Die Freunde Ferdinand's gaben noch immer nicht nach. „Was haben Sie eigentlich dem Adler vorzuwerfen?“

„Nicht viel; der Alte ist ein schamloser Ausbeuter, der Junge ein Taugenichts, und beide bringen uns mehr Schaden als Nutzen.“

Die öffentliche Meinung sprach durch den Mund dieses Mannes. Manche von Adlers Freunden verließen den Saal, die andern schwiegen verlegen.

In diesem Augenblick trat der junge Adler mit einem Fremden ein. Er erblickte sofort die originelle Figur des Richters, und ohne zu ahnen, was eben vorgegangen war, sagte er zu seinem Begleiter: „Du, Du kennst den Zapora; stell' ihn mir vor!“

„Sofort!“ — Sie kamen beide auf Zapora zu — „wie gut, daß Sie herkommen! Herr Adler! . . . Herr Zapora!“ Alles schwieg und wartete beklommen auf den Ausgang dieses Intermezzos.

„Ich wünschte lange schon, Sie kennen zu lernen“, sagte Ferdinand, und reichte Zapora die Hand.

Zapora verbogte sich kaum, zog seine Hand aber zurück. Ferdinand wurde bleich; einen Augenblick schwieg er verlegen, dann aber gewann er die Geistesgegenwart wieder und änderte das Spiel.

„Ich wollte Sie kennen lernen, um Ihnen für die Korrespondenzen über meinen Vater zu danken.“

Zapora schaute ihn streng an. „Ueber Ihren Vater schrieb ich keine Korrespondenzen!“

Adler begann wüthend zu werden. „Dann danke ich Ihnen für Ihre Glossen über mich in den humoristischen Blättern.“

Zapora verlor seine Ruhe nicht. „Sie irren, für humoristische Blätter schreibe ich überhaupt nicht; ich überlasse das jungen Leuten, die um jeden Preis von sich reden machen wollen.“

„Sie beleidigen mich!“

„Ich wüßte nicht!“

„Sie werden mir Satisfaktion geben.“

„Mit Vergnügen.“

„Und das sofort!“

„Na, zuerst will ich jedenfalls Mittag essen, denn ich bin hungrig. Uebrigens bin ich in einer Stunde zu Ihrer Verfügung.“ Er nickte seinen Bekannten mit dem Kopfe zu und verließ den Saal.

Das von Adler gegebene Diner nahm keinen besonders animirten Verlauf. Viele gingen noch vor dem Mittag fort, die, welche blieben, simulirten nur Fröhlichkeit, bloß Ferdinand war in trefflicher Laune. Das erste Glas Wein beruhigte, die folgenden animirten ihn; er war mit dem Geschehenen höchst zufrieden. — Ein Duell; dazu mit Zapora! — Das wird die Verhältnisse besser klären und regeln, als hundert solcher Diners.

Die Anwesenden bewunderten seinen Muth und die Stärke seines Charakters.

„Gott“, sagte einer, auch wir werden hier endlich ein Ereigniß haben!“

„Ich bedaure nur . . .“

„Was?“

„Die Flaschen, die hinterher werden erliegen müssen.“

„Wir werden Ihnen ein glänzendes Begräbniß bereiten.“

„Wenn nur nicht einem der Gegner . . .“

„Wie sind die Bedingungen?“

„Pistolen und bis zum ersten Blut!“

„Ach, zum Teufel, und wessen Idee ist das?“

„Adlers.“

„Ist er denn so sicher?“

„Er schießt ausgezeichnet.“

Solche Gespräche führte man an den Tischen des Restaurants, in dem Adler das Diner gab. Zum Schlusse erhob sich dieser. „Meine Herren; ich bitte Sie für heute Abend, wir trinken die ganze Nacht.“

„Ist das nur rathsam?“ erlaubte sich jemand zu bemerken.

„Bah; ich thue das immer vor einem Duell“, entgegnete siegesicher Ferdinand. — —

Gegen sechs Uhr begab Ferdinand sich aus dem Speisesaale auf sein Zimmer. Er wollte etwas schlummern, um sich nach der Tages- zur Nachtbaccchanalie zu stärken: vermochte es aber nicht. Er fing an, im Zimmer auf- und abzugehen und da bemerkte er, daß seinem Fenster gegenüber sich die Fenster von Zapora's Kanzlei befanden. Die Straße war schmal, die Kanzlei im Parterre gelegen, Ferdinand's Wohnung befand sich im ersten Stock. Daher konnte dieser äußerst genau die Vorgänge bei Zapora beobachten.

Augenblicklich hatte der Richter eine Unterredung mit seinem Sekretär, nach einer Weile verließ ihn dieser — Zapora blieb allein.

Er stellte die Lampe auf den Schreibtisch, steckte sich eine Zigarre an und begann auf einem großen Bogen Papier zu schreiben. Adler glaubte sicher annehmen zu dürfen, der Gegner schreibe sein Testament.

Obwohl er noch so jung war, hatte er doch schon etliche Händel mitgemacht. Er betrachtete das Duell als eine Art gefährlichen Vergnügens, — als etwas Aehnliches, wie die Touristik etwa, und jetzt sah er, daß andere Leute es blutig ernst behandelten, daß sie sich vorbereiteten und ihr Testament schrieben.

Er legte sich auf das Sopha nieder. Schlafen konnte er nicht; das Herumlaufen der Hoteldiener, das fortwährende Klingeln störte ihn. Ferdinand begann im Halbschlummer zu träumen.

Als er noch ein kleines Kind war, hatte er öfters in der Fabrik in der Nähe des Dampfators eine Thür bemerkt, die immer zugesperrt war. Die Thür interessirte ihn, einmal hatte er gewagt sie zu öffnen, und er hatte hinter ihr — etliche verrostete Eisenstangen und einen alten Besen erblickt.

So oft er ein Duell hatte, erinnerte er sich jedesmal an diese Thür. Wie sie, so schien auch das Duell so geheimnißvoll zu sein, und dahinter war eigentlich nichts, — ein paar Flaschen Champagner. Das war der Ausgang der Duelle um eine Chansonnette, um eine Beleidigung im Hause.

Er ahnte aber, daß das morgige Duell etwas anderes sein würde. Er schritt da zum Kampf für seine und seines Vaters beleidigte Ehre, und auf der anderen Seite stand der Vertreter der öffentlichen Meinung. Hinter jenem standen alle, die ökonomisch von seinem Vater nicht abhängig waren, — wer hinter ihm? Niemand; denn über seine Freunde täuschte er sich jetzt nicht mehr.

Das Hotelsopha zeichnete sich aber nicht durch Weichheit aus. Ferdinand schob die Hand unter den Kopf und erinnerte sich an seinen bequemen Wagen. Es schien ihm, als säße er drinnen und fahre; er fühlte das sauste Schütteln: — Da bleibt der Wagen stehen. Er lehnt sich ans dem Fenster, aufgeregt, noch nicht ganz wach: „Was ist das?“

„Dem Gostowski riß die Maschine die Hand ab.“

„Dem Gostowski, das ist der, der die hübsche Fran hat.“

Ein Augenblick des Schweigens. „Schau, wie der geschickt ist“, ruft jemand empört.

„Geschick, was heißt das, geschick?“ fragt Ferdinand sich

Die große Kirchenglocke.

Von Jens Lvedt.

selbst und dreht sich zur Wand, — er will die Poltergeister nicht sehen . . . Aber die verschwinden nicht.

Er sieht einen Haufen Leute, die jemand auf der Tragbahre führen. Auf der Bahre liegt ein Mensch mit einer verbundenen Hand; auf den Verbandsehen bemerkt er große, schwärzliche Blutsflecken.

Ferdinand reibt sich die Augen, vergebens, die Gespenster wollen nicht weichen. Es schien ihm, er sei dieser verwundete Mann, er, Ferdinand Adler, der jetzt hoffnungs- und regungslos im Mondlichte auf der Bahre liegt.

Woher diese Gedanken? Ferdinand empfindet plötzlich ein ihm bisher unbekanntes Gefühl. Es schien ihm, als griffe eine fremde Hand in sein Hirn, als wühle sie sich hinein, tief, tief hinein, bis ins Herz.

Ferdinand sprang auf; im Zimmer war es schon ganz dunkel.

„Was soll das! Ich fürchte mich!“ flüsterte er schein. Er zündete eine Kerze an und warf einen Blick in den Spiegel. Sein Gesicht war bleich; die Augen waren geröthet. „Ich sollte mich fürchten?“ — Die Kerze bebte in seiner Hand. „Wenn mir morgen die Pistole so beben wird, dann kann ich mir gratuliren. Er blickte durchs Fenster. Zopora saß noch immer an dem Schreibtisch.

Allmählig beruhigte sich Ferdinand; sein starker Wille besiegte die Aengstlichkeit. „Schreib nur, schreib; ich werde Dir schon den letzten Punkt sehen.“

Es klopfte an der Thür, seine Freunde traten ins Zimmer. „Komm, Ferdinand, es ist alles bereit; es kann eine schöne Nacht werden.“

Jetzt war Ferdinand schon ganz sein Herr; wenn er jetzt in einen Abgrund springen sollte, würde er auch nicht eine Miene verziehen. Er hätte sich gefürchtet? — Blödsinn! Er — Adler!

Bis nach Sonnenaufgang zechten Adlers Freunde unter seinem Kommando. Im Restaurant erdröhnten die Scheiben vom lauten Lachen, und der Wirth mußte in der Nacht noch in ein anderes Lokal nach Wein schicken, da der seine ausgegangen war.

Gegen sechs Uhr verließen vier Wagen die Stadt.

V.

Seit einigen Tagen kamen in Adlers Fabrik täglich große Baumwollentransporte an. Adler, der ein Steigen der Preise vorausah, verwandte fast sein ganzes Baarkapital auf den Einkauf dieses Rohprodukts. Erst ein kleiner Theil war in der Fabrik angelangt; der größere lagerte noch in englischen und deutschen Magazinen.

Adlers Rechnung war nicht falsch; einige Wochen nach Abschluß der Käufe schon begann der Preis der Baumwolle zu steigen, und er war noch immer im Steigen begriffen. Man fragte bei Adler an, ob er nicht geneigt wäre, die Waare mit 2 pCt. Preiszuschlag sofort wieder zu verkaufen; er wollte davon nichts hören. „Jetzt ist bald Zeit“, sprach er zu Böhme, „mit der Fabrikation ein Ende zu machen. Bis zum Juli künftigen Jahres wird die Baumwolle zu Waare verarbeitet sein, im August habe ich die letzten Lieferungsstermine; dann verkaufe ich noch die Fabrik, und im September . . . Na, dem Ferdinand sage ich jetzt nichts, erst im letzten Augenblick . . . Wird das eine Freude sein! Uebrigens werde ich das Kapital irgendwie sicher anlegen, sonst wäre dieser Lump im Stande, in etlichen Jahren alles durchzubringen . . .“

In der letzten Zeit hatte Adler seltsame Träume. Manchmal träumte ihm von einem großen Berge, der bis in die Wolken ragte, und den er bestieg; ein ander Mal träumte ihm, er säße in einer Ballongondel und schwebte hoch . . . hoch über der Erde; dann wieder sah er sich in einem großen, glänzenden Saale zwischen tanzenden Paaren und rauschender Musik — immer aber war er allein, Ferdinand war nie bei ihm.

„Ich sehe den Kerl so selten“, dachte er, „daß ich nicht einmal mehr von ihm träume. Fortwährend sitzt er im Städtchen, ungerührt bin ich nur, was er dort eigentlich findet.“

Am Morgen nach dem Markttage machte Adler wie immer einen Kontrollgang durch sämtliche Werkstätten und Bureaus. Von den Arbeitern waren viele auch zu Markt gewesen, und sie sprachen viel von Ferdinands Streichen. Man erzählte, der junge Herr hätte in allen Restaurants den Mittagstisch bezahlt, und wer etwas essen oder trinken wollte, hätte zuvor sich vor ihm verbeugen müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Man konnte es am Ton hören, daß es die große Glocke war, mit welcher sie heute läuteten. Sie wurde nur an den großen Feiertagen benutzt oder wenn große Leute begraben wurden; sonst war sie angeschlossen. Es kostete einen ganzen Thaler, wenn man sie haben wollte, daß sie zu einem Leichenbegängniß geläutet werden sollte, und dazu hatten die Leute nicht die Mittel, wie sie meinten; sie mußten sich mit der kleinen Glocke behelfen, wenn es auch nicht so feierlich war.

„Bim — bam! Bim — bam!“ brummte die große Glocke, und der starke Ton zitterte in der Luft über das ganze Dorf hin. Er hatte sich in den Bergen festgesetzt und brauste über den Köpfen der Leute, so daß sie empor sahen, ob man etwas davon sehen könnte. Es war fast, als wenn der dumpfe Widerhall sie niederdrückte, so daß sie sich betäubt, ganz klein vorlamen. Es stimmte so ernst, daß sie an die himmlischen Glocken denken mußten.

„Sie klingt gut heute“, sagten die Leute, welche auf den Höhen standen und nach der Kirche hinstarrten oder auf den Fjord hinaus. Alle waren stolz auf eine Glocke, wie es ihresgleichen in der ganzen Gegend keine zweite gab. Sie sollte für die Domkirche in Bergen bestimmt gewesen sein, ging die Sage; aber wie sie dann hierhergekommen war, das wußte niemand.

„Nun kommt der Leichenzug“, sagte einer, und aller Augen richteten sich nach der Landspitze, hinter welcher die Boote vorkommen mußten. Boot für Boot kam zum Vorschein und ruderte über die Bucht hinüber — große Boote, voller Leute. Das erste war das Leichenboot. Es war schwarz, und schwarz waren fast alle, welche darin saßen, denn es waren große Leute — nur die Ruderer saßen in weißen Hemdsärmeln. Die anderen Boote sahen lichter aus.

Es war ein großes Leichenbegängniß, wie man erwarten konnte, denn es war einer der angesehensten Männer des Dorfes, der Dorfrichter, welcher begraben werden sollte. Darum geschah es auch am Freitag. Montag, Mittwoch und Freitag waren die Tage der großen Leute; es kam niemals vor, daß ein einfacher Bauer an diesen Tagen begraben wurde. Nicht einmal der alte Schulze wurde an einem solch vornehmen Tage begraben — so hoch reichte er nicht hinauf. Als aber der reiche Sonderling auf dem Staftenshof starb, wurde ihm dieselbe Ehre zu theil, wie jenen großen Leuten; er wurde sogar sogleich in die Kirche hineingeschafft auf die schwarze Decke vor den Altar, und der Pfarrer predigte in der Chorthüre. Andere wurden am Grabe abgefunden oder, wenn das Wetter zu schlecht war — im Weinhaufe.

„Bim — bam! Bim — bam!“ brummte die große Glocke, so daß es in der Luft zitterte und in den Bergen widerhallte. Die Frau des Richters hatte vier Thaler für die Glocke und das Läuten gegeben, so daß sie sich schon etwas anstrengen konnten; nicht jeden Tag wurde die Arbeit so gut bezahlt.

Die Frau saß auch im Leichenboot. Sie meinte, eslänge hübsch, und bereute nicht das Geld, das sie gegeben. Sie sah gemächlich und zufrieden dicht bei dem Sarge. Nicht die Trauer darüber, daß sie Wittwe geworden, hatte sie bleich gemacht; nein, sie war immer so gewesen, seit sie sich verheirathete. Der Mann war nicht gut zu ihr gewesen. Kinder hatten sie keine, und er war ihr untreu gewesen. —

„Bim — bam! Bim — bam!“ brummte die Glocke, und der Laut wurde stärker, je näher sie kamen; es war, als wollte sie versuchen, ihre unseligen Erinnerungen zu betäuben. Es wäre wohl auch am besten so; nun mußte er anderwärts Rechenschaft ablegen, und darum beneidete ihn sicher niemand. Jeder mußte, daß das Sündenregister des Richters nicht klein war.

Die Boote landeten, und bald befand sich das Leichengesolge auf dem Wege zur Kirche. Ein langer Zug war es nicht, aber die Leute wechselten beim Tragen ab, denn einen schwereren Körper hatte noch niemand zu Grabe getragen. Es war, als wenn der Sarg voller Steine gewesen wäre.

„Bim — bam! Bim — bam!“ brummte die Glocke laut und dumpf, sodas denjenigen, welche den Sarg trugen, ganz wirt im Kopfe wurde. Als sie zur Einfriedung kamen, war es ihnen, als wenn sie vom Boden emporgehoben würden; der Boden zitterte unter ihren Füßen und es stummerte vor ihren Augen. Sie versuchten, den Sarg in die Kirche hineinzuschaffen, ohne zu wechseln — es war nicht mehr weit. Aber das Gatter war etwas eng, und plötzlich stieß der Sarg mit Krachen gegen die Mauer.

Die Leute standen sprachlos und sahen zu. Niemand bemerkte, daß das Läuten aufgehört hatte, bis sie oben vom Thurm eine Stimme vernahm. Ein feuerrothes Gesicht erschien in der Bufe und schrie hinunter:

„Die große Glocke sprang entzwei!“

Die Leute sahen einander entsetzt an; es war so still wie im Grabe, bis ein alter Mann in der Schaar zum Thurm hinaufrief: „Mache die kleine los!“

Das Gesicht verschwand von der Bufe, und ein Wollchen später gelte es los mit: „Ding — bang! Ding — bang!“ Es klang nicht unähnlich einer guten Ruhglocke. Nun begriffen sie erst recht, was sie verloren: die schönste Zierde der Gemeinde war zunichte.

Sie schleppten den Sarg in die Kirche hinein und vor den Altar. Der Pfarrer predigte gut und lange; aber die Leute hörten größtentheils nicht ein Wort. Aller Gedanken waren davon voll, daß die große Glocke gesprungen war. Einige von dem Gefolge waren nicht einmal in der Kirche; sie waren in den Thurm hinaufgeeilt und besahen den Schaden. Der Sprung ging vom untersten Rande bis nach oben hinauf; unten war er benahe einen Zoll breit.

Die Richtersfrau saß auf einem Stuhl im Chore und dachte an die Glocke. Sie auch?! Sie bereute nicht ihre vier Thaler; aber sie dachte daran, wie gleich sie und die Glocke im Grunde genommen waren: sie beide waren gesprungen, und das war seine Schuld.

„Amen!“ sagte der Pfarrer, und im selben Augenblick war es, als wenn alle erwachten. Sie sangen einen Psalm und trugen dann den Sarg hinaus.

Der Richter wurde hinter der Kirche beerdigt, dort, wo die großen Leute ihren Platz hatten. —

Dieses Leichenbegängnis vergaß niemand so bald. Wenn die Leute später an dem Grabe des Richters vorbeigingen, sprachen sie von der zersprungenen Glocke. Und jeder legte es in seiner Weise aus. —

Der Untergang der friesischen Bauernfreiheit.

Von Dr. Karl Ellstaetter (Karlsruhe.)

Daß auch die friesischen Bauern, deren Freiheit geradezu sprichwörtlich geworden ist, einst die Leiden der Unfreiheit zu kosten bekamen, dürfte den Wenigsten bekannt sein. Einer kürzlich erschienenen Monographie von Dr. Allmers*) verdanken wir die Kenntniß dieses traurigen Stückes deutscher Wirtschaftsgeschichte. In dreihundertjährigen Kämpfen hatten die tapferen freiheitsliebenden Marschbauern, die zwischen Weser und Jade sizen, sich ihrer Feinde erwehrt, insbesondere der Stadt Bremen und der Oldenburger Grafen, die das reiche fruchtbare Land, das den letzteren zudem den Zugang zur See versperrte, begehrten. Endlich 1514 unterlagen sie nach tapferstem Kampfe einer gewaltigen Uebermacht und dem Verathe eines Landmannes. Das Land kam unter die Herrschaft der Grafen von Oldenburg.

Eine traurige Zeit war für die Bauern von Butjadingen und Stadland angebrochen. Sie, die bisher als freie, unabhängige Männer in einem absolut demokratischen Gemeinwesen ihr Land zu hoher wirtschaftlicher Blüthe gebracht hatten, wurden nun systematisch gedrückt und geknechtet. Insbesondere als 1529 Graf Anton von Oldenburg die Regierung antrat, bekamen die Marschbewohner alle Leiden der Unfreiheit zu dulden. Graf Anton hatte nicht umsonst vor seinem Regierungsantritt am Brandenburger Hof gelebt. Dort hatte er gelernt, wie man freie Bauern zu Hörigen herabdrückt. Waren doch damals die hohenzollernschen Markgrafen gerade daran, ein Stück der bäuerlichen Freiheit nach dem andern gegen Steuerbewilligungen und so weiter an die Junker preiszugeben. Und fürwahr, Graf Anton war ein gelehriger Schüler der märkischen Junker.

Zunächst benutzte Graf Anton die Einführung der Reformation zur Säkularisation der umfangreichen geistlichen Güter. Die eingegangenen Güter wurden meist in Eigenbewirtschaftung genommen und die Bauern zu den Frohnden in so starkem Maße herangezogen, daß sie darob ihr eigenes Land vernachlässigen mußten. Ferner zog er das Gemeinland ein, das bisher vor allem zur Unterhaltung der Pfarrer und Kirchen, sowie zur Tragung der Deichlast gedient hatte. Jeglicher Schulunterricht hörte auf. Offenbar lag dies in der Absicht des Grafen. Denn hatte er den Bauer erst in geistiger und moralischer Beziehung herabgedrückt und unfähig gemacht, sein Recht zu wahren, dann konnte es ihm ja nicht schwer fallen, ihn auch in wirtschaftlicher Beziehung zu unterdrücken und ihn schließlich zum Leibeigenen zu machen. Die Einziehung des Landes, das bisher die Deichlast getragen hatte, hatte zur Folge, daß die Deiche mehr und mehr vernachlässigt wurden und endlich den Fluthen nicht mehr Widerstand zu leisten vermochten. Die mit Frohnden für die gräflichen Vorwerke und für Einziehungen zum Vortheil des Grafen überlasteten Bauern hatten kaum Zeit, ihr eigenes Land nothdürftig zu bestellen, geschweige denn die alten Deiche in Stande zu halten. Durch das Einbringen des Salzwassers wurde der Boden verdorben und unfruchtbar; nach jeder Ueberschwemmung traten unter dem Vieh verheerende Pestkrankheiten auf, die das hinweggrastten, was nicht im Wasser ertrunken war. Die Menschen aber schwächte das Sumpffieber.

Dazu kam die schändliche Ausnützung der Gerichtsgewalt durch den Landesherren. Unter den wichtigsten Vorwänden wurden die Güter der Bauern für den Grafen eingezogen und die Familien von Haus und Hof gejagt. Bald gehörte jeder Bauer zu einem der gräflichen Vorwerke; aus den ehemals freien und durch ihre Freiheit so kräftigen Bauern waren Hörige geworden.

Die Politik des Grafen war ganz konsequent darauf gerichtet, den Bauer immer tiefer herabzubrücken.

*) Allmers, Dr. Robert. Die Unfreiheit der Friesen zwischen Weser und Jade. Eine wirtschaftsgeschichtliche Studie. (Münchener Volkswirtschaftliche Studien. Herausgegeben von Lujo Brentano und Walthar Loj. XIX. Stück.) Stuttgart, Cotta 1896.

Die Folgen der Bergewältigung der Marschbauern waren schrecklich. Zu der Zeit, als Graf Anton starb, war das ganze Land heruntergekommen; die landwirtschaftliche Kultur stand auf der tiefsten Stufe. Nur auf den gräflichen Vorwerken herrschte ein besserer Zustand. Weite Strecken Bauernlandes lagen verödet, denn der Bauer hatte wegen der vielen Frohndienste keine Zeit, es ordentlich zu bewirtschaften, und es fehlte ihm bei der erdrückenden Last der grundherrlichen Abgaben auch bald das nöthige Betriebskapital. Der Verkauf eines Theiles seines Besitzes, der ihm hätte helfen können, war verboten. Viele Bauernhöfe standen leer und fielen dem Grafen anheim; ihre Besitzer waren entweder bei einer der vielen durch die Vernachlässigung der Deiche hervorgerufenen Ueberschwemmungen ertrunken oder aus dem Lande geflohen.

Mit dem Aussterben des Oldenburger Grafengeschlechts begannen wieder bessere Zeiten für die Friesen; früher als in irgend einem anderen Theile Deutschlands wurde hier die Bauernbefreiung eingeleitet. — (Frankfurter Zeitung.)

Kleines Feuilleton.

— **Heiße Byzantiner.** Im Jahre 1809 stieß die Kaffeler Freimaurerloge, genannt königl. Maurerloge Jérôme Napoleon zur Treue, den Obersten v. Dörnberg und den Friedensrichter Martin aus, weil sie sich an der sogenannten Dörnbergischen Insurrektion desselben Jahres theilhaftig hatten. In dem „Urtheil“ heißt es in bezug auf den König Jérôme: „Ein Maurer, zwar nur Lehrling noch, aber immer doch ein Maurer, war das Hauptwerkzeug geworden in der Furienhand der blinden Rachsucht, das Hauptwerkzeug, um uns einen König zu entreißen, der, hätten wir wählen dürfen, von uns erkoren sein würde, einen König, der nicht nur unser Br. . . heißt: der es in der schönsten Bedeutung des Begriffes ist, ein König, dem Wohlthatenübung Bedürfnis ward, der mit Engelgüte seine Untertanen beherrscht, der Gerechtigkeit voll Inbrunst liebt, der tapfer ist, wie sein Schwert, und dennoch sanft, wie Lüste dieses Mais, und milde, wie die balsamischen Tropfen, die, aus seinen lauen Purpurvulkan fließend, die Erde befruchten.“ Und von Napoleon selbst wird gesagt: „Eine neue Epoche der Weltgeschichte begann. Der über alle Erbbergscher erhabene Napoleon ist sichtbar der Held, dem dieser Planet eine politische Umbildung verdanken soll. Wer kann jenem Halbgoth widerstehen? Und könnte man es, kein echter Maurer dürfte es; keiner würde es, selbst wenn der Trieb des Eigennutzes ihn leiten könnte; denn niemals noch blühte so sehr die R. . . R. . ., als seitdem jener unbesiegbare Heros der Heroen den Szepter empfing.“ — Welche Stämper sind doch unsere Bismarck-Napfoden! —

Theater.

— Mit der am Montag verstorbenen Charlotte Wolter ist die größte deutsche Schauspielerin der Gegenwart dahin gegangen. Dreißig Jahre hindurch war sie der Stern des Wiener Burgtheaters, und als sie vor einem Jahre Krankheit zwang, von der Bühne Abschied zu nehmen, hatte ihre Ruhmeskrone auch noch nicht ein Blatt verloren. Charlotte Wolter wurde 1834 in Köln als das Kind armer Eltern geboren. Frühzeitig ging sie zur Bühne, kam nach Oesterreich und Ungarn und kostete hier das entbehrungsreiche Leben einer Wunderschauspielerin. Als sie am Wiener Karltheater und in Brünn wirkte, wurde man auf sie aufmerksam. Ihren ersten durchschlagenden Erfolg hatte sie 1861 in Berlin als „Permione“ in Shakespeares „Wintermärchen“. Nachdem sie eine kurze Zeit am Hamburger Thalia-Theater thätig gewesen, holte sie Laube ans Burg-Theater. Hier schuf sie im Laufe der Jahre jene Musterleistungen, die ihren Ruhm in die ganze Welt trugen. Jore Adrienne Lecouvreur, ihre Phädra, Maria Stuart, Orsina, Lady Milford, Messalina, Alara in „Maria Magdalena“ wurden immer wieder nachgeahmt; erreicht hat die Wolter keine der Jüngerinnen. Ihr Platz in der Geschichte des deutschen Theaters wird wohl künftig unbesetzt bleiben. —

Musik.

— **er- Neues königliches Opernhaus.** Am Montag hat sich Herr Göze als „Lohengrin“ für diese Saison verabschiedet. In Haltung, Gang, Geberde und Gesichtsausdruck macht des Künstlers Geaiter einen recht harmonischen Eindruck und überragt seine Tenorkollegen durch quellende Stimmfrische und großen, vollen deklamatorischen Ton. An Stellen, wo Weichheit und Zartheit des Tones die Wirksamkeit des Vortrages bilden sollen, wie bei der ersten Anrede an den Schwan, bleibt vor allem der dauerliche Mangel einer im großen Raume tragenden mezza voce bemerkbar. Göze's Glanznummer bleibt die Erzählung vom „wunderthätigen“ Graf, wo sich der volle Ton, die deutliche Aussprache und das höchste Pathos zu einer vollendeten Leistung vereinigen. Fräulein Fiedler's „Elsa von Brabant“ besitzt Zartheit und Innigkeit im Spiel und angenehmen, für den Ausdruck entzückter Weiblichkeit und tiefbekümmerten Schmerzes gleich künstlerisch gereiften Gesangsvortrag. Frau Sucher's Ortrud hat für dieses „fürchterliche“ Weib die schauspielerisch eindringliche dämonische Kraft, ohne aefänglich allen berechtigten Anforderungen entsprechen zu können. Das Gegentheil Frau Sucher's ist Herr Vulf, dessen Telramund noch immer erklaunliche stimmliche Frische aufweist, aber charakteristisch nicht über die übliche Bühnenroutine und traditionelle Darstellung hinausgeht. Das Orchester unter Herrn Sucher's Leitung

berauschte sich meist an seinem eigenen Fertissimo-Klang; den leidenden Theil bei solchem orchestralem Enthusiasmus bilden natürlich stets die Sänger. —

Aus dem Pflanzenleben.

— Zu der Kirschbaum-Seuche, die gegenwärtig in der Mark sich zeigt, erhält die „Tägliche Rundschau“ von Professor Franke, dem Direktor des Instituts für Pflanzenphysiologie und Pflanzenchemie an der landwirthschaftlichen Hochschule zu Berlin folgende Erläuterung: Die Krankheit wurde bisher als eine mit Frostwirkungen im Zusammenhange stehende Erscheinung angesehen, obgleich ein spezifischer Pilz, *Monilia fructigena*, als ihr regelmäßiger Begleiter bekannt war. In diesem Jahre, wo in den betreffenden Gegenden jede Frostwirkung ausgeschlossen ist, hat sich die Krankheit mit diesem Pilze zu einer allgemeinen Epidemie entwickelt, wobei der ansteckende Charakter auf das deutlichste hervortritt. Die *Monilia* ist ein in den Obstgärten nicht seltener, für gewöhnlich gutartiger Pilz, der oft auf hängengebliebenen Früchten wächst. Im jetzigen Falle tritt er aber zur Blüthezeit auf den Blütenbüscheln auf und zerstört sie und wächst von da aus todbringend auch in die Tragzweige hinein. Die Sauerkirchen sind am meisten befallen, aber auch die Südkirchen sind schon vielfach angesteckt. Mit dem feuchthaften Charakter steht es im Zusammenhange, daß die Krankheit nur in größeren Beständen von Kirschbäumen, in Obstplantagen, wo die Ansteckung von Baum zu Baum begünstigt ist, auftritt. Die vereinzelt in der Stadt Berlin stehenden Kirschbäume scheinen nicht befallen zu sein. Die älteren Leute in den betreffenden Gegenden versichern, daß die Kirschbäume früher nie diese Krankheit gehabt haben. Es handelt sich also augenscheinlich um eine in der Entwicklung begriffene Infektionskrankheit. Die Maßregeln, durch welche ich in den achtziger Jahren die Guomonia-Seuche der Kirschbäume im Altlande ausrottete, sind im gegenwärtigen Falle wegen der anderen Lebensweise der *Monilia* nicht am Platze. Hier wird nach möglichstem Heraus schneiden und Verbrennen des kranken Holzes im Herbst, wenn das Laub herunter ist, und im Frühjahr vor dem Deffnen der Knospen eine Bespritzung der Baumkronen der kranken Bäume mit einem geeigneten Desinfektionsmittel, wie Kupfervitriol-Kalkbrühe, vorzunehmen sein. Gegenwärtig ist Herr Dr. Krüger in meinem Institute damit beschäftigt, genauer zu prüfen, welche Desinfektionsmittel gegen den Pilz geeignet sind. Die nöthigen Schritte, um in den gefährdeten Gegenden mit aller Energie auch gegen diesen Obstsiech vorzugehen, werden geschehen. —

Physikalisches.

— Telegraphiren ohne Drähte. Das englische Parlament scheint entschlossen zu sein, die Erfindung des italienischen Elektrikers Marconi, die es ermöglicht, ohne Hilfe von Drähten telegraphische Botschaften durch die Luft zu senden, praktisch zu verwerthen. Herr Pearce, der erste Elektriker des Postamtes, machte jüngst die Mittheilung, daß es gelungen sei, eine drahtlose Verbindung über den Kanal von Bristol zwischen Penarth und Breakdown auf einer Entfernung von nahezu neun englischen Meilen herzustellen. Nun soll auch die Insel Sark, die kleinste der vier Kanalinseln, die bisher ohne drahtliche Verbindung mit der Außenwelt gewesen ist, eine Station nach dem System Marconi erhalten zur Vermittelung von Nachrichten nach der Insel Guernsey. —

Meteorologisches.

— Das Pariser meteorologische Observatorium hat in dem Zeitraum vom 1. September 1896 bis zum 30. April 1897 einen Regenfall von nicht weniger als 664 Millimeter Höhe festgestellt, d. h. volle 110 Millimeter mehr, als die durchschnittliche jährliche Regenmenge in Paris beträgt. Eine derartige achtmonatliche Regenzeit findet sich in den ungefähr zwei Jahrhunderte zurückreichenden pluviometrischen Annalen nicht mehr. Diejenige Periode, die der soeben verfloffenen am nächsten kommt, ist die vom Mai bis zum Dezember 1854, während welcher eine Regenhöhe von 687 Millimeter am Pluviometer des Pariser astronomischen Observatoriums beobachtet wurde; doch ist hierbei zu beachten, daß dieser Regenfall zum größten Theile in die an Niederschlägen, namentlich an Gewittern reichste Jahreszeit, den Sommer, fällt, während die gegenwärtige Periode den regenschwachen Winter umfaßt. —

Astronomisches.

— Eine neue Trennungsspalte auf dem Saturnringe. Der Planet Saturn wird von einem freischwebenden flachen Ringe umgeben, auf dem zuerst Cassini im Jahre 1675 eine dunkle konzentrische Linie entdeckte, die, wie Herschel 1791 nachwies, eine wirkliche Trennungsspalte von etwa 400 Meilen Breite ist. Sie theilt den Ring in einen äußeren und inneren, von denen letzterer der hellere ist. Gegen die Saturnkugel hin hat dieser noch ein breites, dunkles Anhängsel, den sogenannten Crap-Ring, der zum Theil durchsichtig ist und nur an großen Fernrohren deutlich gesehen werden kann. Derselbe endigt recht deutlich und scharf gegen den Planeten Saturn hin, dagegen geht er außen allmählig in den hellen Ring über. Auf der Sternwarte zu Lussinpiccolo hat nun, wie die „Köln. Ztg.“ mittheilt, Leo Brenner am 2. Juni eine neue Trennung festgestellt, die an der Grenze des hellen inneren Ringes und des

Crap-Ringes sich zeigt. Er fand, daß dieselbe fast ebenso breit ist, wie die Cassinische Spalte und dieser auch in der Dunkelheit, mit der sie sich darstellt, ganz gleich, allein weil der Crap-Ring selbst ziemlich dunkel ist, fällt er nicht sofort in die Augen. Früher hat man von einer solchen Trennungsspalte an dieser Stelle des Ringensystems niemals etwas gesehen, und die Neubildung ist daher außer Zweifel und ein überaus merkwürdiger kosmischer Vorgang. Uebrigens ist die Trennung nur an einem mächtigen Fernrohr und unter sehr günstigen Luftverhältnissen an Orten, wo der Himmel nicht stets durch Rauch und Dunst mehr oder weniger getrübt ist, zu sehen. —

Technisches.

— Die Kraft der Meereswogen zu messen, ist der Zweck eines von dem englischen Ingenieur Thomas Stevenson erfundenen Dynamometers. Dasselbe besteht im wesentlichen aus einer als Angriffspunkt dienenden vertikal gerichteten Fläche von genau bekannter Größe, welche auf Federn von ebenfalls genau bestimmter Kraft ruht. Die Zusammenpressung dieser Federn beim Anprall der Woge überträgt sich durch ein kleines Hebelwerk auf eine Scala und wird von dieser abgelesen. Dieser Apparat wird zur Zeit der Ebbe an den Felsen befestigt, gegen welchen bei Fluth die Wogen anprallen. Wie wir einer Mittheilung des Patent- und technischen Büreaus von Richard Lüders in Gorkiz entnehmen, ergeben die mit diesem Oceanodynamometer angestellten Versuche bei stürmischer See einen Druck bis zu 34 000 Kilogramm pro Quadratmeter. Doch dürfte damit noch keineswegs die höchste Leistungsfähigkeit der Wogenkraft erreicht sein, da Beispiele gezeigt haben, daß Felsblöcke von 6 bis 13 Tonnen Gewicht durch den Anprall der Wogen um eine Strecke von 22 Metern in horizontaler Richtung verschoben wurden. —

Humoristisches.

c. e. Die Inspetorin der Damenhüte. Der Bürgermeister von Bridgeport im Staate Connecticut (Nordamerika) hat eine einflußreiche und geachtete Bürgerin zur Hutinspeltorin ernannt. Miß Susan Watson erfüllt jeden Abend in den Theatern der Stadt ihre hohen Amtspflichten. Sie wendet sich in liebenswürdiger, aber entschiedener Weise an die Damen, die als Geseßverächterinnen ihren „befederten und beblümten Eifelturm“ auf dem Kopfe haben, und fordert sie höflich auf, ihn abzunehmen. Wenn eine Zuschauerin sich weigert, notirt Miß Susan Namen und Adresse der Schuldigen und theilt sie sämmtlichen Theaterdirektionen der Stadt mit, die bei der nächsten Gelegenheit der betreffenden Dame den Eintritt zum Theater verweigern. Die Namen der Sünderinnen werden an der Theaterkasse vermerkt, damit der Kassirer „Bescheid weiß“. — Müssen sehr große Damenbekanntschaft haben, diese Kassirer! —

Vermischtes vom Tage.

— In Zabrze (Oberschlesien) sind Diphtheritis und Scharlach ausgebrochen. Der Amtsvorsteher hat an den betreffenden Häusern, in denen die Krankheiten herrschen, Warnungstafeln anbringen lassen. —
— Ein Bürger hat der Stadt Hannover 180 000 M. zu einem Monumentalbrunnen vermacht unter der Bedingung, daß die Stadt ebensoviel beisteuert. —
— Das Bergnütungslokal Tivoli in Solingen wurde durch Feuer gänzlich zerstört. Durch einen einstürzenden Pfahnd wurde ein Steigerfahrer der freiwilligen Feuerwehr erschlagen, ein Steiger tödtlich verletzt. —
— In Dülmen (Westfalen) hat der als Lokal-Schulinspeltor fungirende katholische Geistliche die ärneelosen Sommerkleider der kleinen Schulkinder als „die Sittlichkeit gefährdend“ verboten. —
— In Lahr (Baden) tragen die städtischen Gaslaternen in schöner rother Schrift auf einer Glascheibe die Worte: „Rathe mit Gas.“ — Sollen noch ans Rathhaus schreiben: „Liebe deine Obrigkeit und zahle deine Steuern!“ —
— In Lhansüß bei Freiburg in der Oberpfalz sind 24 Wohnhäuser mit Nebengebäuden niedergebrannt. —
— Z. Beendigung eines dreihundertjährigen Prozesses in der Schweiz. Der Große Rath (Landtag) des Kantons Bern hat lezhin 36 400 Fr. bemilligt als Staatsentschädigung in einem Prozesse, der seit 300 Jahren um den Besitz eines Waldes geführt und nun durch Vergleich beendet wurde. —
— Eine Gasexplosion fand im Bräunwer Eden-Theater statt. Ein Theil der Bühne sowie das Dach wurden zerstört. Von dem zahlreich anwesenden Publikum wurde niemand verletzt. —
— In Camporeale (Italien) wurde ein Bauer von seiner Frau und deren Liebhaber in einem Graben lebendig verscharrt. —
— Infolge von Stürmen sind in der Provinz Korinth an verschiedenen Stellen durch Ueberschwemmungen die Eisenbahnverbindungen unterbrochen. —
— Die Mariza ist über ihre Ufer getreten und die Bahnlinie Adrianopel-Philippopol an verschiedenen Stellen überfluthet. In der Abfertigung der Züge ist eine große Störung eingetreten. —
— In der Militärschule zu West-Point (Amerika) sind aus dem „Fort Stanton“ vier Kanonen gestohlen worden. Sie wurden nach New-York „verschärft“. —